

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

6.3.1921 (No. 10)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 10



6. März 1921

Arthur Liebert / Unsere Zeit und ihre Weltanschauung.

Daß der Mensch nicht nur vom Essen und Trinken lebt, daß diese sozusagen nur die Hälfte unserer Nahrung darstellen, wissen wir alle. Hinter allen materiellen, physischen, wirtschaftlichen Bedingungen unseres Daseins wirken Voraussetzungen rein geistiger Natur, die, in die tiefsten Schichten unseres Wesens eingebettet, diesem als seine prinzipiellen metaphysischen Grundlagen und Grundformen dienen, und die unserer äußeren — politischen, sozialen, nationalen — Existenz eine über alle Zufälligkeit erhabene Sicherung bieten. Diese Grundlagen und Grundformen möchten sich, ganz gleich, welches ihre Herkunft sein mag, mit einer Kraft geltend, die den Charakter voller Unabhängigkeit von aller geschichtlichen Relativität zu tragen scheint, und die dem Leben eine Erhöhung zu absoluter Größe und Bedeutung zu geben drängen. Sie sind, wenn man sie in ihrer inneren Einheit und Wechselbeziehung erfährt, ein Gewebe von Einstellungen, Wertentscheidungen, Geisteshaltungen, Ueberzeugungen, Forderungen, das man, mit einer runden und knappen Bestimmung, als Weltanschauung zu bezeichnen pflegt. Wie sehr das Leben einer solchen Begründung in und auf einer Weltanschauung bedarf, wie unvermeidlich ihm eine solche für seinen Halt und seinen gedeihlichen Aufbau ist, das belegt die Erfahrung jeder Stunde, das bezeugt tausendfachen Erleben.

Von ihrer Unentbehrlichkeit und Notwendigkeit hat nun die Gegenwart ein besonderes deutliches Bewußtsein. Dem tiefen Verlangen nach ihr suchen Philosophen, Soziologen, Naturwissenschaftler, Theologen in buntem Verein abzuhelfen. Was da so alles als Weltanschauung angeboten, von welchen Grundlagen aus der Aufbau eines solchen unternommen, was da so alles zum Lob des eigenen Versuches aufgezählt wird, das verrät nicht nur eine tiefe Erregung in der Seele der Gegenwart, sondern oft eine sehr starke Unklarheit in den Köpfen der Weltanschauungsfabrikanten und Weltanschauungslieferanten. Da beklagt man erstens den angeblichen Mangel einer allgemeinen, die Geister und Gemüter im großen und ganzen beherrschenden Idee; man sieht aber nicht, daß ein solcher Mangel gar nicht vorliegt, daß wir heute tatsächlich unter dem Bann einer Idee leben, die ihre Herrschaft so weit erstreckt und in die Seele des Menschen so tief eingedrungen hat, als das nur jemals einer geschichtlichen Ueberzeugung möglich ist. Denn keiner einzigen von ihnen, selbst nicht der Idee des Christentums sind Gewinn und Besitz einer ganz restlosen Herrschaft über die Gemüter erreichbar gewesen.

Ferner aber lassen sich Weltanschauungen nicht machen, nicht herstellen, sondern sie alle sind organische Ergebnisse oft jahrhundertelanger, höchst verwickelter geistig-geschichtlicher Kämpfe, sind weitverwurzelte und weltumspannende Gebilde umfassender historischer Strömungen. Deshalb ist es nicht möglich, sie so einfach dem Willen und Gefühl einer Zeit oder einer Generation einzuverleiben ihnen durch Vortrag, Predigt, wissenschaftliche Abhandlungen einen im höheren Sinne nennenswerten Einfluß zu verschaffen. Was Theoretiker, Wissenschaftler, Literaten zu tun vermögen, das ist in der Hauptsache die Heraushebung und Klarstellung, die Aufzeigung und Kennzeichnung der tatsächlich in dem Geist einer Zeit lebenden

Lebensauffassung und Lebensbewertung. Die Größe, die Genialität einer solchen Leistung bestehen nicht in ihrer absoluten Originalität, sondern in der Kraft und Entschiedenheit, in der Sicherheit und Klarheit, mit denen das Erfasste, herausgeholt und dargestellt ist, was in der seelischen Tiefe einer Epoche an Innerlichkeiten, an geistigen Werten wirksam ist.

Wenden wir uns von hier aus gerade unserer Zeit zu, so gewahrt man schnell und mit aller Deutlichkeit, daß das Leid, ja, das Verhängnis der Gegenwart keineswegs darin zu sehen ist, daß ihr eine die Geister im allgemeinen umfassende Weltanschauung fehlt, daß sie nicht durch die vorwiegende Haltung einer bestimmten Idee zu kennzeichnen wäre. Sondern die eigentümliche Tragik unserer Zeit scheint darin einen ihrer Gründe und Wesenszüge zu besitzen, daß zwischen dem eigentlichen Leben unserer Zeit, zwischen dem, was sie will und erstrebt, plant und schafft, erfährt und gewonnen hat, auf der einen Seite, und der noch in Herrschaft befindlichen Weltanschauung auf der anderen eine himmelweite Kluft aufgerissen ist. Diese Weltanschauung stellt ein merkwürdiges Gemisch von Rationalismus, Mechanismus, Empirismus dar; in ihr kommt mit anderen Worten der Gedanke zum Ausdruck, daß die Wirklichkeit ein festes mechanisches Ganze sei, dessen Gesamtheit wie Einzelheiten einer exakten naturwissenschaftlichen Entwicklung und deshalb Erklärung, einer mehr oder minder festen Berechnung mit vollem Erfolg zu unterwerfen seien, daß die Naturwissenschaften sicherlich in alle Spuren des Weltgeheimnisses eindringen werden. Wohl haben sich in den letzten Jahren die Fugen dieser Weltanschauung mächtig gelockert, wohl ist ihr Ansehen stark gesunken, trotzdem ist der Bruch mit ihr noch keineswegs in einer wirklich durchgreifenden und entscheidenden Form erfolgt. Sie lebt, gleich einer merkwürdigen, unheimlichen Anomalie, tatsächlich und praktisch noch immer, so sehr sie auch in theoretischem Betracht überwinden, so überzeugend auch ihre begriffliche Einseitigkeit aufgewiesen worden ist.

Unsere Zeit schleppt sich mit einer Weltanschauung herum, die aber nicht nur theoretisch widerlegt ist, sondern die auch zu ihrem eigensten Fühlen und Treiben, zu ihrem Gären und Ringen, zu ihrem eigensten Erleben in einem klaffenden Widerspruch steht, während der unserer Zeit eigene Wille, die ihre eigentümliche geistige Verfassung, noch keineswegs den ihnen angemessenen allgemeinen gedanklichen Ausdruck gefunden haben. Die im engeren Sinne rationalistisch-mechanistische Lebensauffassung ist die Schöpfung einer Vergangenheit, über die die Arbeit der Gegenwart mit aller Kraft hinausstrebt, ja, die sie zum großen Teil schon hinter sich gelassen hat. Mit jener Lebensauffassung die für uns noch immer fast die Bedeutung einer theoretischen Schicksalsmacht hat, ist die wirkliche Entwicklung des geschichtlichen Lebens nicht im Einklang geblieben, sie ist gleichsam unter ihr fortgerollt, über sie hinausgewachsen. An der Tiefe hat sich langsam und bestimmt eine neue Gestalt geformt, ein Wille ist zur Offenbarung gelangt, der ganz Unverwundlichkeit, Klug, Kampf ist der sich seiner Widersprüche nicht schämt, der sich jeder Eindeutigkeit und Geschlossenheit entledigt hat. Der fruchtbare Reichtum an Antinomien,

dieser kostbaren Errungenschaft einer Zeit, die sich ihres Abkandes von klassischer und klassizistischer Lebensharmonie nicht ohne Stolz bewußt sein darf, läßt sich nicht durch die Formeln einer einseitig rationalistisch-mechanistischen Weltkenntnis umfassen und erklären.

Zwar tun sich bereits Bemühungen auf, um die ungeheure bewegte Innerlichkeit der Gegenwart gedanklich neu zu bestimmen, um die Grundzüge der gegenwärtigen Kultur einer entsprechenden philosophischen Deutung zu unterwerfen. Man arbeitet, um die außerordentliche Dynamik im Sein und Geben unserer Zeit in angemessener Weise begrifflich auszudrücken, an einer tiefen Umgestaltung unseres ganzen Begriffsapparates. Ihr Sinn und Ziel bestehen letzten Endes in nichts anderem als in einer Erweiterung und Veränderung jenes Erkenntnisideals, für dessen Bestimmung und Bewertung die mathematisch-mechanischen Naturwissenschaften maßgebend waren. Es vollzieht sich eine Loslösung von der einseitigen Abhängigkeit aller und jeder Weltkenntnis von dem Typus dieser Wissenschaftsgruppe, dessen Recht nicht verkannt, dessen Bedeutung nicht geschmälert werden soll, dessen Geltung aber auch über ihr inneres Rechtsmaß hinaus nicht ausgedehnt werden darf. In Ergänzung der immer nur mit naturwissenschaftlichen Begriffen sich begnügenden rationalistisch-mechanistischen Weltanschauung richtet sich jetzt in zunehmendem Maße die Bemühung der Philosophie dahin, auch den eigentlichen Geisteswissenschaften zu der Anerkennung zu verhelfen, die in ihnen

einen den Naturwissenschaften ebenbürtigen Typus wissenschaftlicher Erkenntnis erblickt. Und die Herausstellung derjenigen Begriffe, die diesen Geisteswissenschaften eigentümlich sind, wird eine höchst wichtige und wertvolle Bereicherung jener Sammlung gedanklicher Formen zeitigen, auf die sich das Unternehmen einer gerade unser Leben in seiner Widerspruchsfülle und Spannungsstärke wirklich begreifenden Weltanschauung stützt.

Die geschichtlichen Lagen wandeln sich, und eine jede von ihnen fordert eine Deutung ihres Wesens, die der Eigenart dieses Wesens gemäß ist. Diejenige Lage, in der wir uns befinden, trägt so überaus hervorstechende und auffallende Züge, daß es einen Mißgriff von besonderer Stärke bedeutet, sie immer mit denjenigen Begriffen kennzeichnen und deuten zu wollen, die, unter ganz anders gearteten Verhältnissen gebildet, nun auch nur auf diese Verhältnisse anwendbar sind. Wir müssen die Einsicht, die uns durch die Teilnahme an den Kämpfen und Taten der Gegenwart doch mit unwiderstehlicher Wucht aufgezwungen wird, nun auch in der im innigen Anschluß an diese Umwälzungen zu errichtenden Weltanschauung gedanklich bekunden, d. h. wir müssen in Begriff und Sprache die Einsicht bringen, daß wir nicht nur „natürliche“ Wesen im Sinne der Naturwissenschaften sind, sondern daß der wahre Heimathoden unseres Seins und Werdens die Welt der Geschichte mit ihrer so ganz unmechanischen, mehr als rationalistischen Dialektik und Problematik ist.

Arnold Horn / Materialismus und Naturwissenschaft.

Von den Verfassern der zahlreichen Schriften, die sich mit Untersuchung der Ursachen des Zusammenbruchs unseres Vaterlandes beschäftigen, wird bekanntlich und gewiß mit Recht auf die vor dem Kriege (und auch leider noch nachher) weit verbreitete materialistische Lebensführung und insbesondere materialistische Weltanschauung hingewiesen.

Fragt man nun weiter, auf welche Ursachen diese beklagenswerte Erscheinung zurückzuführen ist, so wird man zweifellos die unablässige Wühlätigkeit einer gewissen Sorte von Schriftstellern mitverantwortlich für dieselbe machen dürfen, die mit dem lauthörnden Anspruch, berufene Vertreter und Verkünder naturwissenschaftlicher Forschungen und Wahrheiten zu sein, mit ihren materialistischen Doktrinen das Volk bearbeitet und die materialistischen Anschauungen in immer weiteren Kreisen, insbesondere leider auch in den sozialistischen Arbeiterkreisen, verbreitet haben.

Außer den älteren Autoren dieser Richtung, z. B. E. Vogt, Büchner, Moleschott muß vor allem die Tätigkeit des tüchtigen Zoologen, aber höchst oberflächlichen Wald- und Wiesenphilosophen Häckel hervorgehoben werden, der in seinen zu vielen Tausenden verbreiteten populären Schriften geradezu verheerend gewirkt hat. Für ihn, der nicht bloß das Getriebe der anorganischen Welt, sondern auch die wunderbaren Erscheinungen im Leben der Organismen, einschließlich der höchsten seelischen und geistigen Tätigkeit des Menschen, einfach auf das mechanische Spiel der sich liebenden und hassenden Atome und auf die blindwirkende Allmacht der Darwinischen Selektionstheorie zurückführte, waren die Begriffe Gott, Freiheit, Unsterblichkeit lediglich Erzeugnisse „fauler, akrobatischer Metaphysik“; Gott wurde von ihm spottweise mit der Bezeichnung „gasförmiges Wirbeltier“ tituliert; die wissenschaftliche Psychologie, so proklamiert er, sei nur ein Teil der Physiologie und werde immer mehr, samt Ethik und Moral zu einer Wissenschaft der Mechanik!

Fragen wir nun, ob diese und ähnliche Aussprüche wirklich von der ersten Wissenschaft als unanfechtbare Resultate ihrer Arbeiten anerkannt sind oder ob schließlich doch nur ein ganz unverantwortlicher Mißbrauch mit der Naturwissenschaft getrieben wurde!

Hier käme zunächst die Physik, Chemie und etwa Astronomie in Betracht. Diese Wissenschaften beschränken sich prinzipiell auf die Beschreibung, Untersuchung, Berechnung der Bewegungen dessen, was wir gewohnt sind als den mit physikalischen und chemisch-molekularen Kräften ausgestatteten Stoff anzusehen. Sie haben an und für sich keine Veranlassung, auch das organische und seelische Leben zu erforschen und zu erklären, wenn auch die Chemie das Schicksal der chemischen Substanzen im Organismus zu untersuchen hat. Tatsächlich haben auch ihre hervorragendsten Forscher keineswegs der Verführung nachgegeben, die von ihnen auf ihrem Forschergebiet gefundenen oder hypothetisch aufgestellten Sätze auf das organische Leben anzuwenden; sie waren teils aläubige Christen, auch wohl Pantheisten, oder zum mindesten Anhänger einer idealistischen Weltanschauung.

Allerdings sind auf dem Gebiete der Physik in neuerer Zeit von hervorragenden Forschern (Robert Mayer, Helmholtz)

höchst wichtige Sätze aufgestellt worden, die zu jener Verführung leicht hätten Anlaß geben können und auch vielfach gegeben haben.

Es sind das: das Gesetz der Erhaltung der Kraft (wie man jetzt sagt der Energie), das Äquivalenzgesetz und das der Geschlossenheit der physikalischen Naturkausalität. Nach diesen Gesetzen soll ein jedes physikalische Ereignis nur und allein auf eine physikalische Ursache zurückzuführen sein, wie es auch unmöglich sein soll, daß eine physikalische Energie etwa verloren, verringert oder auch nur in ihrer Richtung modifiziert werden könnte, um eine nicht-physikalische Wirkung hervorzurufen.

Wenn man diese Sätze, wie es vielfach geschieht, auch dem organischen und psychischen Leben gegenüber uneingeschränkt als gültig ansehen muß, so scheint in der Tat die uns von Kindheit an eingewurzelte Ueberzeugung, daß Leib und Seele in Wechselwirkung stehen, daß insbesondere die Psyche Herrscherin über den Leib sein könne, ein Irrtum zu sein und der Materialismus Recht zu haben.

Dieser verhängnisvollen Gefahr gegenüber haben die Naturforscher und Philosophen, die die unbedingte, uneingeschränkte Geltung jener Sätze anerkennen, um ihre idealistische Weltanschauung nicht aufgeben zu müssen, an Stelle der Wechselwirkungstheorie andere, angeblich die Selbstständigkeit des psychischen Lebens fortdauernd garantierende Theorien über das Verhältnis zwischen Leib und Seele aufgestellt, so z. B. die Theorie einer Parallelität zwischen leiblichen und psychischen Erscheinungen (nach Spinoza und Hegner) oder haben sich in die Metaphysik geflüchtet, worauf hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Für die Propheten des Materialismus besteht natürlich ein solches Bedürfnis nicht. Ihnen sind jene Sätze Wasser auf das Mühl- und Wühlwerk ihrer Propaganda. Und zwar dies um so mehr, als nun auch zwei andere Zweige der Naturwissenschaft ihnen zu Hilfe zu kommen scheinen, einmal die Physiologie, sodann auch die Biologie auf dem Gebiete der zoologischen und botanischen Entwicklungsgeschichte.

Die Physiologie, die bis in die neuere Zeit kritiklos zur Erklärung der Leibeserscheinungen mit allerlei immateriellen, geheimnisvollen Mächten (so z. B. früher mit Lebensgeistern) und später mit dem nobelhaften Begriffe der Lebenskraft, als einem Mädchen für alles, gewirtschaftet hatte, hat unter Verzicht auf derartige Hilfen jetzt ihre Aufgabe darin gesehen, bei allen leiblichen Vorgängen, auch bei denen, worin ein psychisches oder intellektuelles Leben zum Ausdruck zu kommen scheint, lediglich nach den physikalischen Ursachen zu suchen und jede Berücksichtigung anderer, etwa immaterieller, Ursachen zu unterlassen.

Die bei dieser, an und für sich durchaus gerechtfertigten, Arbeitsmethode zu wichtigen Resultaten fortgeschrittene Wissenschaft hat aber auf die Physiologen selber zweifellos ohne faszinierend noch der Seite der materialistischen Weltanschauung gewirkt. Für viele Forscher ist die Arbeitsmethode zu dem Axiom ausgeartet, es sei die Annahme der Mitwirkung immaterieller Faktoren bei der Erzeugung der Leibeserscheinungen (inkl. der psychischen) unnötig und unzulässig. Höchstens geben einsichtige Physiologen dieser Richtung

noch zu (wie Du Bois-Reymond), daß auch der Naturforscher niemals erklären könne, wie es zugehen könne, daß sich psychische Erscheinungen zu den leiblichen gesellen. Anmerkung: „ignoramus, ignorabimus“.

Es ist demnach nicht zu verwundern, daß die Populärprediger des Materialismus sich auf die Physiologie als feste Stütze berufen. Nun steht es nach ihnen felsenfest, daß die Welt (und mit ihr der Mensch) ein ungeheurer Automat, eine lediglich durch chemische und physikalische Kräfte bewegte Maschine seien (l'homme machine des Lametrie).

So meinen sie auch zuversichtlich, die Biologie als weitere feste Stütze ihrer Weltanschauung heranziehen zu können. In der Tat wäre sie das vielleicht, wenn das Darwinische Selektionsprinzip noch unerschütterte dastände, da nach ihm ja mit Ausschluß aller denkbarer immaterieller und finaler Ursachen lediglich mechanische Kräfte sowohl in der Ontogenie (Entwicklung des Einzelwesens aus dem Ei), als in der Phylogenie (Entwicklung der Arten) tätig waren und sind. Zufällige Variationen, Verstärkung derselben im Laufe der Geschlechterzeugung, blinder Kampf um's Dasein, Allmacht der Naturzüchtung sind die Schlagworte dieser Theorie.

Nun ist aber erfreulicherweise diese rein mechanische Theorie von hervorragenden Biologen (Zoologen und Botanikern) so erfolgreich angegriffen worden, daß ein ausgezeichnete Biologe Driesch sagen durfte: „Wie seiner Zeit die Hegelsche Philosophie, so ist auch der Darwinismus ein Beispiel dafür, wie man eine ganze Generation an der Nase führen könne. Es sei noch kurz hingewiesen auf die Biologen Reinke, Fleischmann, K. C. Schneider, ferner auf die zahlreichen Anhänger des Neolamarckismus und Vitalismus. Man hält immer mehr die Mitwirkung immaterieller, psychischer oder psychischer analoger Faktoren für die Gestaltung und Erzeugung der organischen Lebenserscheinungen für geboten, spricht von Dominanten (Reinke), Psychoiden (Driesch), ja kehrt sogar zurück zur platonischen Idee und Aristotelischen Entelechie.“

Auch wird die Ausdehnung der oben angeführten Sätze der Physik, insbesondere der der Geschlossenheit des

physischen Weltens, als auch maßgebend für das organische Leben von hervorragenden Gelehrten, Naturforschern, Psychologen und Philosophen energisch bestritten. So warnte schon der berühmte Physiker Herz davor, daß man die auf dem Gebiet der unbelebten Natur gesundenen Sätze ohne weiteres auf das Gebiet des Organischen übertrage. Ich zitiere ferner Busse, Kälpe, Windelband, ferner E. v. Hartmann, die alle, ebenso wie nach Busse (Geist und Körper) auch Kant an dem Glauben der Einwirkung des Psychischen auf den Leib festhalten.

Soviel ist jedenfalls sicher: wenn wir eine Auferstehung unseres Volkes aus tiefstem Fall erhoffen wollen, so muß es unsere Haupt Sorge sein, die materialistische Weltanschauung zu überwinden und dafür zu sorgen, daß der Glaube an die Souveränität der Seele, an ihr Herrscher-Recht und ihre Herrscher-Pflicht wieder erstarke, und damit auch das Gefühl der sittlichen und rechtlichen Verantwortlichkeit und das Pflichtbewußtsein wieder lebendig werde für des Menschen Tun und Treiben.

Für diese Aufgabe aber kann man dem gebildeten und ungebildeten Volke schwerlich nützen durch noch so tiefsinnige philosophische Ideen über den Zusammenhang zwischen leiblichen und psychischen Vorgängen, durch parallelistische, monistische, panpsychische Hypothesen, über deren philosophischen Werte hier aber keineswegs geurteilt werden soll.

Nur aus der von Kindheit an festgewordenen inneren und äußeren Erfahrung, daß die Wechselwirkung zwischen Psyche und Leib bestehe und daß die Psyche über letzteren zu herrschen vermöge, kann der Laie seine Überzeugung von dem unschätzbaren Werte seelischen Lebens schöpfen. Kann doch schließlich auch der eingelebteste Parallelist oder Monist im täglichen Leben bei all seinem Tun und Treiben, seinen Gemütsbewegungen sich der gewohnheitsmäßigen Unterstellung solcher Wechselwirkung nicht entziehen. So mag denn auch der Nicht-Philosoph getrost bei dieser seiner intellektuell und sittlich so vorteilhaften Annahme bleiben, an der doch auch trotz aller dagegen vorgebrachten Bedenken fortwährend so viele bedeutende Denker festhalten.

F. W. Beck / Dr. von Schrenk-Nobings „Physikalische Phänomene des Mediumismus“.

Wenn in okkultistischen Sitzungen die „Medien“ mit souveräner Respektlosigkeit physiologische Organsysteme und Innorganen bei Seite schieben; ohne Füße und Hände zu gebrauchen mit Tischen, Musikinstrumenten, Leuchtern und Klingeln iongaleren oder gar in abgekürztem Verfahren, ohne einen Mann vorher erkannt zu haben, ganze Gestalten, oder auch nur menschliche Köpfe und Hände in die Welt sehen, so ist es begreiflich, daß die Physiologen daran das pflichtmäßige Mergernis nehmen. Minder selbstverständlich ist es, warum der moderne Bildungsmensch von einer Beschäftigung mit diesen in der Tat sehr regelwidrigen Dingen sich nichts anderes versprechen kann als einen Rückschlag in den finsternen Dämonenwahn und geistlichen Obskurantismus des Mittelalters. Wenn leblose Gegenstände ohne sinnlich wahrnehmbare Berührung gemäß dem Willen des „Mediums“ sich bewegen („Telekinetik“), oder dessen Organvorstellungen plößlich in der Gestalt von freischwebenden Köpfen und Händen photographierbar werden („Ideoplastik“), so ist das eigentlich unmittelbar angeschaute Geessele „Identität von Denken und Sein“, also menschliche Schöpferallmacht — ein Gedanke, der allen theologisch Orientierten von jeher besonders zuwider war. In uns ist ein Auswüchser (Operator), welcher alles vollbringt, was die Magier, Alchimisten und Nekromanten versprechen. Ich sage in uns ist der Urheber jener Wunderdinge. Nos habitat, non tartara, sed nec sidera coeli. — Spiritus in nobis qui viget, illa facit! So haarstarr hat schon 1531 in jener dämonengläubigen Zeit Corn. Agrippa von Nettesheim, der Stammvater des modernen Okkultismus und Verfasser der berühmten „Occulta philosophia“, den Grenzstrich zwischen sich und mittelalterlichen Dämonologien gezogen. Und es ist ohne weiteres selbstverständlich, daß Dr. von Schrenk-Nobings, der weltkundige Münchener Nervenarzt und Autor der soeben erschienenen „Physikalischen Phänomene des Mediumismus“ in keiner indiskutablen Gemeinschaft mit geistergläubigen Spiritisten steht. Die kontrollierenden „Geister“ und „Intelligenzen“ der spiritistischen Sitzungen sind für ihn nur erträumte Figuren, personifizierte Amulette und Schibolite sozusagen, die das erschöpfte „Medium“ zu neuen Leistungen anspornen und vor dem Zusammenbruch seiner Nervenkraft bewahren. Schrenk-Nobings beschäftigt sich diesmal auch weniger mit den so hart anaesochtenen „Materialisationsphänomenen“ als mit mediumistischer „Telekinetik“, also den Fernwirkungen ohne sinnlich wahrnehmbare

berührung, aber im physiologischen und psychologischen Rapport mit Willensvorgängen des Mediums. Solche zunächst wunderbar erscheinenden Vorkommnisse sind nach der subjektiven Ansicht des Rezensenten nicht ohne biologische Analogie. Wenn der losgerissene Arm eines Tintenfischmännchens bei der Begattung dem Weibchen durch die Atemröhre kriecht, und in dessen Leibeshöhle, wie ein selbständiger Wurm, die mitgeführten Samenzellen verschleudert, so wird er wohl nicht ausschließlich durch automatische Nervenzentra dirigiert, sondern er steht wohl auch in einem noch unerforschten „telekinetischen“ Rapport mit dem Ursprungskörper. Auch der Umstand, daß im „Ueberorganismus“ des Bienenstaates die einzelnen Glieder — Geschlechtsiere und Magentiere, — trotz ihrer freien Beweglichkeit als Einzelwesen, streng einheitlich zusammenwirken, als ob sie Glieder eines Leibes wären, läßt sich vielleicht nicht ganz restlos ohne die Hypothese eines „telekinetischen“ Rapports erklären. In Dr. von Schrenk-Nobings Buche stößt man nun auf einen überraschend neuen Versuch einer Erklärung der behaupteten telekinetischen Phänomene. Die „Medien“ sollen, nach Analogie der Scheinfüßchen oder Pseudopodienbildung bei den Amöben, aus ihrem Körper rasch vorstreckbare und wieder einziehbare, aus einer vorläufig noch rätselhaften Materie bestehende „mediumistische Glieder“ hervortreiben, mit denen sie die Tische heben, Musikinstrumente spielen oder die anderen sonst unerklärlichen Zauberdinge treiben. Bei dem, nach den einen berühmten, nach den anderen berühmten neopositivistischen „Medium“ Eufapia Paladino, mit der, wie allbekannt, auch Forscher vom Rufe eines Lombroso, Luciani, Moricelli oft experimentiert haben, sollen z. B. nach der Schilderung Schrenk-Nobings solche „mediumistische Glieder“, die wie Elefantentrüffel aussahen, aus dem Rücken hervorgekommen sein und die Fernwirkungen ohne Mitwirkung der genau kontrollierten Hände oder Füße bewirkt haben. Die Pseudopodientheorie der mediumistischen Phänomene, welche, wie von Schrenk-Nobings mitteilt schon 1895 von Sir Oliver Lodge, dem großen englischen Physiker, aufgestellt wurde, hat wenigstens den Vorzug, daß sie die zu erklärenden telekinetischen Phänomene aus dem Bereiche eines wirren Zauber- und Geisterwahns in das Gebiet urwüchsig-primitiver Biologie herabzieht. Gerade den Naturforscher, dem alles Individuelle nur eine kurze Refapitulation stammesgeschichtlicher Stationen ist, dürfte es nicht übermäßig überraschen, wenn selbst beim Men-

sehen noch andeutungsweise atavistische Rückschläge auf die Pseudopodienbildung der einzelligen Urabnen sich gelegentlich melden sollten. Rezensent ist so unbescheiden hier kurz zu erwähnen, daß er selbst einmal vor einem Vierteljahrhundert auf eine ganz ähnliche Erklärung der mediumistischen Materialisationsphänomene verfallen ist und vergeblich versucht hat, sie in spiritistischen Zeitschriften unterzubringen. Er sagte sich, daß die Bildung von organischen Formen ohne Zuhilfenahme von Geschlechtswerkzeugen an sich wohl doch keine wunderbare, sondern eine sehr banale, in der niederen Tierwelt als ungeschlechtliche Fortpflanzung und Regeneration allgemein verbreitete Erscheinung sei. Und wenn auch unzweifelhaft im Wirbelstamm, von den Fischen aufwärts, die Fähigkeit zur ungeschlechtlichen Bildung ganzer Individuen erloschen sei, so könne sie sich vielleicht doch selbst beim Menschen als atavistisch-rudimentäre Tendenz noch äußern. Es werde dann vielleicht wenigstens zu irgend einer feinen, in der Dunkelheit sichtbaren Vorstufe der eigentlichen organischen Materie kommen. Rezensent suchte solche Vorstufen auch erakt nachzuweisen, indem er die Regenerationserscheinungen bei Wegschnecken, denen er einen Teil des Hinterleibes entnommen hatte, im Dunkeln zu photographieren suchte. Aber die Versuche, mit ganz dilettantenhafter photographischer Technik angestellt, ergaben keine eindeutigen Resultate. Das rein physikalische Zwischengebiet, welches die Vorgänge in der Nähe des Mediums mit ihrer Außen sichtbarkeit für die Zirkelteilnehmer verknüpft, ist auch in der Schrenk-Nobing'schen Darstellung noch ein siebenfach versiegeltes Buch. Hier erscheinen problematische Existenzen, Materien und Strahlenformen, von denen zwar noch kein Lehrbuch der Physik etwas zu melden weiß, die aber einstweilen durch die allzeit bereitwillig in den Reigen einbringenden Vorzeichen X und Y oder durch das ebenfalls geheimnisvolle Stichwort „medianim“ charakterisiert werden. Der verstorbene Warschauer Philosophieprofessor Dchorowicz, dessen grundlegende Versuche mit dem Medium Stanislaw Tomczak in dem Buche einen breiten Raum einnehmen, spricht sogar als mathematisch potenziertes Non plus ultra des Mysteriösen von Xx Strahlen. Doch die eigentliche Wesenheit dieser Energien und Materienformen ist für uns ja vorläufig gleichgültig, wenn sie nur auf die photographische Platte, die seiner halluzinatorischen Entleerung fähig ist, zu wirken vermögen. Dchorowicz hat 1900 die „medianimen oder starren Strahlen“ entdeckt, die als feine „ideoplastisch“ gebildete Fäden am Medium zwischen den Fingern der auseinandergehaltenen Hände verlaufen oder die Finger mit den zu „levitierenden“ Gegenständen verbinden. Auch Dr. von Schrenk-Nobing hat ansäheblich mit dem Medium Stanislaw Tomczak experimentiert und dasselbe Levitationen von Zelluloidkugeln, Teelöffeln und Bündelholzschachteln aus Aluminium und sonstigem Kleinrat des Haushaltes vornehmen lassen. Die davon erhaltenen Photographien sind in mehr als einer Hinsicht von fesselndem Interesse. Eine Gewähr für das Ausgeschlossensein von Betrug soll zunächst die Verifizierung bieten, daß sofort Vor- und Nachuntersuchungen auf versteckte Haare und Zwirnsfäden vorgenommen wurden. Dann aber sind dem Schrenk-Nobing'schen Buche auch Tafeln beigegeben, auf welchen Fäden aus Zwirn, Seide, Koton und weiße Frauenhaare einerseits, „medianime“ Fingerräden andererseits in 150facher photographischer Vergrößerung erscheinen. Diese Fingerräden haben dann in der Tat nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit Gebilden, die aus dem Webstuhl oder aus menschlichen Haarpapillen hervorgegangen sind. Sie sind vielmehr „zwei parallel laufende, relativ dicke, feigige Linien mit uncharakteristischen, unregelmäßigen, verschwimmenden Rändern, die mehrfach unterbrochen, aber teilweise durch Zusammenhänge miteinander verbunden sind. Ihre Konsistenz ist ganz inkonstant; an einigen Stellen verschwindet sie fast vollkommen, um an anderen nebelartig hervorzutreten. An einigen Punkten sind kugelförmige, weißliche Verdickungen eingelagert.“ Es wäre sehr zu wünschen, daß sich auch einmal ein arktischer Kenner der Lebensgewohnheiten der Spinnentiere mit den Schrenk-Nobing'schen Fingerräden beschäftigen würde, denn ungefähr so, wie die Stanislaw Tomczak, geht auch die Kreuzspinne zu Werk, wenn sie ihr „Fadenziehen“ treibt. Um die Ähnlichkeit noch zu erhöhen, beginnen auf den Schrenk-Nobing'schen Photographien die Fäden an den Fingern mit kurzen kegelförmigen Erhebungen, die ganz den Spinwarzen der Arachnoidea gleichen. Mit dem Ausenden der Dchorowicz'schen starren Strahlen oder Fäden, die aber nach Schrenk-Nobing auch sehr elastisch sein können, beginnt nach diesem Autor die Bildung jener nekartigen, häutigen Schleier, aus denen durch weitergehende Verdichtung jene pseudopodienartigen Auswüchse sich

bilden, die blühtartig, wie die Zunge eines Chamäleons, aus dem Körper des Mediums hervorschießen und in ihm wieder verschwinden können. Mit Bestätigung konstatiert Schrenk-Nobing am Ende seines Buches, daß sein vielangefochtenes „Teleplasma“ jene gewebeartige, plastische Masse, die fast und flebrig „wie eine Reptilienhaut“ auf der Hand des Untersuchers liegt und dem Medium schließlich aus allen Körperteilen quillt, inwieweit auch von dem Pariser Arzt und Psychologen Dr. Gely und 100 Pariser Naturforschern und Medizinern an seinem früheren Medium Eva C. einwandfrei nachgewiesen worden sei. Weitere 43 Seiten des Buches sind Schrenk-Nobing's Versuchen mit Eulapia-Paladino gewidmet. Diese hat im allgemeinen ihr von früher her bekanntes Repertoire: Erhebung von Tischen, Instrumenten, Aufbauschung von Vorhängen, Erregung von Klopflauten ohne wahrnehmbare Berührung nicht sehr erweitert. Daß Eulapia ihre Hände und Füße gelegentlich der Kontrolle zu entziehen weiß und mit diesen bei den Levitationen mechanisch nachhilft, wird unumwunden zugegeben, aber durch unbewußten Betrug des im hysterio-sonnambulen Zustande befindlichen „Mediums“ erklärt. Es würde in der Tat nichts auffallendes haben, wenn bei einem erschöpften „Medium“ an Stelle der abnorm schwierigen „Pseudopodienbildung“ einmal ein unbewußter Mißbrauch der vom Menschen seit Jahrhunderten tausenden eingeübten normal-physiologischen Mechanismen treten würde. Arme und Beine sind schließlich doch viel näher liegende Werkzeuge auch unbewußten menschlichen Willens, als telekinetisch-amöboide Hervortreibungen „mediumistischer Glieder“. Das seltsamste, 22 Seiten füllende Kapitel des Buches, sind die aus dem Englischen übersehten experimentellen Untersuchungen auf dem Gebiete der mediumistischen Telekinese von W. S. Crawford, Professor der Physik an der Universität Belfast. Crawford ist der große Baumeister, der Diskulanten, welcher mit einer erstaunlichen Feinlichkeit die Gewichtsveränderungen des Mediums und der Zirkelteilnehmer — Schwager, Vater, Bruder und Schwester des 1898 geborenen Mediums Miss Kathleen Golcher — festgestellt hat. Crawford hat aber auch mit einem gerade verblüffenden Raffinement die Statik, Mechanik und Materialienkunde des „Spiritismus“ ausgebaut. Er ist nämlich im Gegensatz zu Schrenk-Nobing überzeugter „Spiritist“ und bei seinen eminent exakten Untersuchungen im Bereiche seiner familiären Tischrücken-Gemeinde spielen die „Operatoren“ höchst überflüssige Aufsichtsräte aus dem Geisterreiche mit rein konjunktiver Stimme, die Rolle von fünften Wagenrädern. Dieser geistergläubige Physiker geht aber mit dem derben Wirklichkeits Sinn eines alles ausstufenden und ausprobierenden Laboratoriumsgentes an seine Aufgaben heran. Hat man jemals ein Buch gelesen, in welchem die Konstruktionsgeheimnisse des „Geisterreiches“ mit dem höchsten exakt experimentierenden Scharfsinn auf ein System von aus X- und Y-Materien bestehenden „vertikalen Säulen“, „Ruten“, „Tragbalken“, „soliden Körpern“, „federnden Armen“ usw. zurückgeführt werden?

Der „federnde Arm“ ist der Tragbalken, welcher das Medium mit dem Tisch verbindet und diesen bei den Levitationen frei schweben läßt. Der wagrechte „Oberarm“ des Balkens ist nach Crawford mit der Concavität nach unten schwach gekrümmt, und der „Unterarm“ steht senkrecht zu ihm in die Höhe. Nun wird es auch einigermaßen verständlich, warum selbst die zentnerschwere Belastung durch Zirkelteilnehmer den schwebenden Tisch nicht völlig nach abwärts zu drücken vermag. Der „Ellbogen“ des „Armes“ ruht eben schließlich auf dem Zimmerboden auf. „Federnder Arm“ ist übrigens nicht völlig wörtlich zu nehmen. Dieser ist nach Crawford vielmehr eine aus Y-Materie gebildete Röhre, in welcher physikalische Kräfte zwischen Tisch und Medium fließen. Wir werden in der Röhre un schwer den „medianimen“ Elefantenrüssel der Eulapia paladino wieder erkennen. Wer diesen Belfast'schen Physik-Professor denn doch etwas zu paradox findet, der möge allgemeine Relativitätstheorie studieren und z. B. einmal über den sphärisch-gekrümmten dreidimensionalen Raum, die Unmöglichkeit einer geraden Linie oder einer exakten Ort-Zeitbestimmung durch Maßstäbe und Uhren nachgrübeln. Im Vergleich dazu werden ihm Crawford's Lehren geradezu musterhaft faßlich vorkommen. Man darf eben nicht vergessen, daß wir, wie schon das Auftreten von Einstein und Steinach beweist, schon in Wälde werden lernen müssen, unsere bisherige Anschauung vom Weltgebäude und seinen Bewohnern von Grund aus umzugestalten. Und wie der Berliner und Wiener Gelehrte, so haben nach der subjektiven Ansicht des Rezensenten auch Schrenk-Nobing und Crawford das Anrecht auf Nachprüfung ihrer Forschungsergebnisse!

Bened. Schwarz / Hofzeremoniell vor 150 Jahren.^{*)}

Als im Mai 1770 die Erzherzogin Maria Antoinette auf ihrer Reise von Wien nach Paris, ihrer neuen Heimat, das heutige badische Gebiet passierte, ließ ihr der badische Markgraf Karl Friedrich seine Aufwartung machen und stattete ihr selbst in Freiburg und Emmendingen einen Besuch ab. Im 23. Jahrgang der Zeitschrift „Schau ins Land“ (1899) findet sich eine ausführliche Beschreibung des Empfanges und des Aufenthaltes der Erzherzogin in der schönen Dreisamstadt von Professor Dr. Sarrazin. Unter den kürzlich dem Generallandesarchiv zugegangenen Akten der Hofbehörden befindet sich ein Kassetten über das Zeremoniell, welches bei diesen Empfängen beobachtet wurde. Da die Akten auch sonst Einzelheiten über die Reise der Dauphine und ihren Aufenthalt im Breisgau enthalten, so möchte manches daraus hier mitgeteilt werden.

Markgraf Karl Friedrich hatte den Geheimen Rat Freiherrn von Edelsheim beauftragt, der Fürstin schon in Donaueschingen die Sonnenreise zu machen und sie auf der Reise zu begleiten. Seinem Journal entnehmen wir, daß er am 2. Mai abends in Donaueschingen ankam, wo er sich beim Fürsten von Fürstenberg meldete und vom Hofe in der Stadt einquartiert wurde. Am darauffolgenden Tage fand die Ankunft der Erzherzogin statt. Der Fürst von Fürstenberg empfing sie in Begleitung der am Hofe anwesenden Kavaliere unten am Wagen, während die Fürstin mit ausgezogenen Handschuhen die Dauphine auf dem ersten Ruheplatz der Treppe erwartete und ihr bei der Ankunft die Hand küßte, ohne jedoch embrassiert zu werden.

In den Gemächern des Schlosses fand dann der Empfang der Damen und Herren vom Hofe statt, die sämtliche zum Handkuffe zugelassen wurden.

Der in der Burg zu Wien herkömmlichen und auf dieser Reise streng beobachteten Etikette gemäß durfte kein Fremder mit der Dauphine speisen. In Donaueschingen wurde jedoch zu der Tafel der Erzherzogin außer der Fürstenbergschen Familie einzelne Kavaliere und Damen gezogen. Der badische Gesandte von Edelsheim, der Domherr Baron von Roth, Gesandter des Bischofs von Konstanz, und der württembergische Gesandte, Graf von Putbus, sollten sich mit anderen Herren an eine zweite Tafel setzen; hierzu wollten sich die beiden Gesandten von Konstanz und Württemberg „nicht bequemen“ und speisten allein, während von Edelsheim keinen Anstand nahm, da er nicht „wie sie mit einem Creditiv versehen und bei einer bloßen Komplimentabhandlung zu keiner Etikette berechtigt war.“

Am Abend fand im Konzerthaus eine Aufführung statt mit peinlich eingehaltenem Zeremoniell. Maria Antoinette saß allein auf einem erhöhten Sessel, etwas zurück rechts die Fürstin von Paar, links die Fürstin von Fürstenberg, dann rechts der Fürst von Fürstenberg und links der Fürst von Stahrenberg, dann wieder etwas zurück Oberhofmeister Graf Schaffgotsch und die anderen Damen und Herren.

Von Donaueschingen ab sollte Maria Antoinette inognito reisen, und es sollte nirgends ein zeremonieller Empfang stattfinden. Daß das nicht beachtet wurde, sehen wir aus den oben erwähnten Schilderungen des Empfanges in Freiburg. Hier fand dann am 5. Mai die Begrüßung der Dauphine durch den Markgrafen und die Markgräfin von Baden statt. Letztere kamen um 12 Uhr mittags von Emmendingen nach Freiburg; in ihrem Gefolge waren auch der Erbprinz, die Prinzen Friedrich und Wilhelm Ludwig. Sie trafen beim Landkommandeur von Rothberg ab.

Als der Markgraf und die Markgräfin nachmittags bei der Wohnung der Erzherzogin vorfahren, unterließ die Wache die schulbige Ehrenbezeugung, wofür sich der Kommandant derselben nachher beim Markgrafen „eifrigst entschuldigte und alle zu verlangende Satisfaktion offerierte.“ Beim Empfang „ging die Frau Dauphine der Markgräfin so weit entgegen, als sie konnte.“ Diese bezieht ihre Handschuhe an und „embrassierte die Dauphine auf beide Backen.“ Darauf sprach diese den Markgrafen an und ließ sich die Prinzen und das Gefolge vorstellen. Während der Audienz fand vor der Wohnung ein Aufzug statt, welchen sich die Herrschaften vom Balkon aus ansahen. Darauf

fand Gastafel statt, an welcher das Markgrafenpaar zur Seite der Dauphine saß. Die drei Prinzen setzten sich „pêle-mêle“ an die Tafel. Während man nach der Tafel im Kabinett den Kaffee trank, fand der große Aufzug der Universität statt, welchen sich die Herrschaften wieder vom Balkon aus ansahen.

Dann kehrte das Markgrafenpaar mit Gefolge in die Wohnung bei Herrn von Rottberg zurück, wo ihm der Fürst von St. Vassen, der Prälat von St. Peter und andere Herren ihre Aufwartung machten.

Um 6 Uhr abends begab man sich in die Komödie, welche in dem Kloster der Herren Jesuiten aufgeführt wurde. Von hier kehrten die badischen Herrschaften abermals in das Rottbergsche Palais zurück, wo ein Nachessen bereit gehalten war. „Weilen es aber schon spät war, so haben sich die Herrschaften nicht geehrt, sondern nur etwas aus der Hand gegessen, sich umaeckleidet, hernach in der Stadt herumgefahren, die Illumination angesehen, und sind nachts 12 Uhr nach Emmendingen retourneert.“

Am 6. Mai wurde Oberstallmeister von Uexküll zum Empfang der Dauphine nach Gundelfingen geschickt, von wo aus dieselbe von der gesamten Jägerei bis nach Emmendingen begleitet wurde.

Am folgenden Tage kam die Erzherzogin um 10 Uhr nach Emmendingen und stieg daselbst im Posthause ab, welchem gegenüber eine Kompanie Grenadiere paradierte. Dieselbe bestand aus 1 Kapitän (von Stetten), 2 Leutnants (von Grabow und von Marschall), 1 Kadett (Dertel) als Fahnenjunker, 2 Sergeanten, 4 Korporals und 100 Gemeinen (ausgelesene Leute aus allen 4 Kompanien).

Der Markgraf und die Markgräfin empfingen die Erzherzogin am Portale und führten sie in die zweite Etage, wo 2 Grenadiere und 2 Nobelgardien unter Führung eines Offiziers Posten standen. Die Dauphine nahm ein Frühstück mit der Markgräfin und der Fürstin von Paar ein, speiste jedoch der Etikette gemäß an einer Tafel allein. Der Oberschenk von Stetten servierte. Die übrigen Herren und Damen des Gefolges speisten in einem anderen Zimmer und wurden von Kammerdienern und Personen „außer Livrée“ bedient. Das Frühstück bestand aus Wiener Nocker Suppe, Kalbscoteletts, gebratenen Hühnern, Geflügelpasteten. Zum Dessert nahm die Erzherzogin nichts als „Erdbeer, eingemachte Nuss und kleine Biscuits.“ Aus dem Küchensettel für die zweite Tafel nennen wir neben dem vorigen: Kalte Rehwildbrettpastete, Kugelhopsen, Schinken abgedünnt, Kalbsschlegel, Hasenbraten, Lammbraten, Spargeln in Sauce, Croquets von Kalbsbrühe, junge gelbe Rüben, Göttinger Würst, gefüllte Rindzunge, Schwarzen Mägen.“ Das wird wohl der letzte deutsche — es war noch ein ferndeutscher — Speisezettel gewesen sein, den die nachmalige Königin von Frankreich zu Gesicht bekommen hat.

Das Posthaus (Gasthaus zur Post) war kurz zuvor für den Empfang des hohen Gastes mit den aus Karlsruhe mitgebrachten Möbeln ausgestattet worden; so war ein Zimmer mit roten Damasttischen, eines mit hautelise-Tapeten ausgefächelt und mit Hautenilles besetzt worden. Nach einem Aufenthalt von ungefähr 1½ Stunden brachen die Gäste auf. In der Grenze wurde die Dauphine von sämtlichen Jägern unter Führung des Oberstallmeisters von Uexküll empfangen und weiter begleitet bis Herbolzheim. Der Leibwagen der Dauphine war mit Pferden aus dem markgräflichen Marstall bespannt und von kaiserlichen Leibpostillonen begleitet. Um 2 Uhr nachmittags kam die Erzherzogin im Kloster Schutterau an, wo ihr von den Mönchen ein wahrhaft fürstlicher Empfang bereitet wurde. Zum letzten Male schloß sie unterm Schirm des Klosters auf deutschem Boden, am anderen Morgen, am 7. Mai 1770, fand der Einzug der österreichischen Fürstentochter in französisches Land, in die neue Heimat statt, die ihr so verhängnisvoll werden sollte.

^{*)} Quelle: Repository der Hofbehörden. Zeremoniell Band 26, Generallandesarchiv.

Keramisches aus alter und neuer Zeit.

In der letzten Sitzung des Karlsruher Geschichts- und Altertumsvereins gab Herr Professor R. Kornhas von der Landesanstalt hier folgende Ausführungen:

Von der keramischen Woche, die im Rahmen der badischen Woche im Herbst vor. Jahres hier veranstaltet wurde, ging der Vortragende aus in der Voraussetzung, daß auch das Stoffliche, das Keramische ein Moment ästhetischen Wertes und Genusses in sich schließen „kann“ unter der Grundbedingung jedoch, daß unser Urteil auf einer gewissen Kenntnis auf einem gewissen Verständnis für das Stoffliche und dessen Bearbeitung begründet sein müsse. In diesem begrenzten Sinne besprach der Vortragende einige Ausschnitte aus der Geschichte und der technischen Entwicklung der Keramik.

Die Stromländer des Nil, des Euphrat und Tigris machen Anspruch auf höchstes Alter in bezug auf Sitte und Kultur. Ägypten ist reich an erhaltenen Kunst- und Baudenkmalen, während die Erforschung des Zweistromlandes tiefer in die Vergangenheit zurückreicht und die Ausbeute keramischer Funde jene Ägyptens bei weitem übertrifft. Schon in den frühesten Nekropolen ägyptischer Herrscherfamilien fanden sich glasierte Tonwaren von ausgesprochenem feuertechnischem Charakter: ein stark kieselhaltiger Scherben, eine weißliche, grünliche oder in der Regel kupferblaue Glasur der sogenannten ägyptischen Fayencen. Die Baukeramik beschränkte sich noch auf einzelne ausgezeichnete, bemalte und glasierte Tonstücke, die mosaikartig auf die Unterlage eingebettet, die ersten

Beispiele der Inkrustationstechnik bilden. Das steinarme, aber tonreiche Mesopotamien war naturgemäß der Förderung keram. Werkstoffes günstig. Was hier französische, englische und deutsche Expeditionen aus den endlosen Schutthaufen aus Tageslicht förderten, übersteigt oft unsere größten Erwartungen. In ihrer wesentlichen Ausgestaltung findet die ägyptische Tradition Verwendung im Innern, während die Technik der „Schürhänder“, der bunt bemalte und glasierte Backstein, für die Außenfassaden bestimmt wird. Wenn Babylon das sagenhafte, vielumstrittene, endlich ein umgrenzter, fester Begriff geworden, verdanken wir das der deutschen Orientgesellschaft, der es gelang, die Ueberreste „der Königsburg“ Nebukadnezars aufzufinden nebst deren Außendekorationen, eine Menge großer Tierreliefs aus gebrannten und emaillierten Backsteinen. Einen ähnlichen, noch reicheren Fund machte der französische Ingenieur M. Dieulafoy in der etwas jüngeren Palastanlage des Perserkönigs Darius zu Susa. Hier fand er als Mauerverkleidung mächtige Reliefs schreitender Löwen, schreitender Krieger und deren schöne Umrahmung ornamentalen Charakters in der gleichen Technik der babylonischen Arbeiten gleicher Art.

Mit den Denkmälern von Susa schließt die Geschichte altorientalischer Keramik. Der kommende Erbe, der Islam, übernimmt, wenn auch mit Unterbrechung, die alte Tradition und weiß sie noch zu größeren Erfolgen auszugestalten. Man kann diesen Komplex so unendlich reicher und schöner keramischer Be-

tätigung mit einem Baum vergleichen, dessen Stamm in dem uralten Boden der Stronländer wurzelt, dessen Äste sich weit über das Abendland ausdehnen und an dessen Blüten und Früchten wir uns heute noch laben und erfreuen, Zweige dieses Baumes sind die spanisch-maurischen Küstervasen, die die Araber im 9. und 12. Jahrhundert nach Spanien brachten, die italienischen Majoliken, die in den frühesten toskanischen Werkstätten, in den meisten Urbinarbeiten, in den Leistungen eines Giorgio Andreoli zu Gubbio ihre schönste Reife fanden, wenn auch nach neuesten Forschungen nicht mehr Faenza, sondern Siena und Orvieto als Ursprungsorte in den Vordergrund treten. Etwas abseits entstanden die keramischen Prachtwerke der Künstlerfamilie Della Robbia. Die deutsche Fayence, technisch gleich der italienischen Majolika, fußt ebenso wie die einfache Hafnerkeramik auf der Ueberlieferung des Orients und verbannt ihre Blüte im 18. Jahrhundert fast ausschließlich der damals höchsten Mode, während das von Josiah Wedgwood zuerst hergestellte Steingut und im Anfang des vorigen Jahrhunderts auch bei uns eingeführt wurde, so recht den Bedürfnissen des Bürgertums entgegenkam. Unabhängig vom orientalischen Ursprung ist wie das Steingut, das rheinische Steingut, ebenso das echte chinesische Porzellan, das bekanntlich in seiner europäischen Wiedergeburt deutscher Erfindung zu danken ist. Nachdem noch einige moderne Keramiken gestreift worden, zeigte und besprach der Vortragende deutsches Porzellangeld, das in Sachsen kunsfähig, in Wirklichkeit aber rotes Böttgerzeug ist.

D. Heilig / Singener Eselstreiber.

— Zu Pyramide Nr. 6 und 8. —

Zunächst bitte ich die ehrenwerten Bewohner des Dorfes Singen höflichst um Entschuldigung, daß ich es wage, sie mit ihrem Spitznamen zu beikeln. Weiß ich doch, wie empfindlich die Dörfler in dieser Hinsicht sind. Ich hatte ihre Nahe beinahe am eigenen Leibe verspürt. Als ich 1898 zur Eröffnung des neuen Gebäudes für die Realschule Kenzingen meine Programmarbeit, „Die Ortsnamen des Kaiserthums“, schrieb, und darin u. a. ausführte, daß die Amolterer die „Seidelbeere“ oder auch „Hedenländer“, die Bahlmer die „Maurerfüßel“, die Bickelholzer die „Gengste“, die Bickhoffinger die „Pinsentränen“ oder auch „Schafnasen“, die Börsinger die „Schafnasen“, die Brelacher die „Herderfüßel“ oder auch „Boppeli“, die Bursheimer die „Schnecken“, die Gächter die „Henter“ oder auch „Mouche“ (zu alem. Wädel = Vollmond), die Hechtlinger die „Gäcker“ (= Duerköpfe), die Königsbachhauser die „Kinniglahenmedel“, die Nüringer und Reichlinberger die „Esel“, die Reitelheimer die „Bettelheimer“ (wegen ihrer Armut), die Oberberger die „Kufel“, die Eschbacher die „Nämessel“ (= Nebmesser) oder auch die „Blaott“ von den Nachbarbürgern genannt werden, und noch einige Spottverse mitteilte, wie:

„3 Bahlmer uff der Die (= Aue),
Hän se einer g'hoie (= gehauen)
Mit der Mathoie (= große Haue);
Kumm, mer gän oi goo b'hoie (= schauen).“

Ober:

„Freiburg isch e scheeni Stadt,
Endingen isch der Bettelack,
Förche (= Förcheim) isch der Dreckwol (= Ziehbrunnen),
Wilsnail (= Weisweil) isch der Dedel drüwer,
D' Niegler sin b' Heidekef,
Schlage druf, daß es alepft.“

— Da stehen mir verschiedene Bewohner einiger der betreffenden Ortshäuser mitteilen, ich solle mich ja nicht mehr im Reichbild ihrer Orte blicken lassen, sonst werde man mich „ungepöht in de Bode häufe“ (= hauen).“

Vom Standpunkt der Dörfler selbst läßt sich eine solche Empfindlichkeit wohl begreifen. Das Ansehen mancher Orte hat jahrhundertlang unter solchem Spott der Nachbarbürgern, der sich bald weitergepflanzt hat, gelitten; durch nichts vermochten sie, das ihnen von der neidischen, oft feindselig gestimmten Nachbargemeinde einmal gegebene geißelnde Beiwort oder die sich daran knüpfende Neckrede oder Schilddürgeriade zu beiseitigen.

Daß solche Ortsneckereien zum Teil sehr alt sind, hat neuerdings (1920) R. Helm in den „Heimischen Blättern für Volkskunde“ gezeigt: dem heute noch lebenden Spitznamen „Kuduck“ der Oberbacher wird dort das ehrwürdige Alter von mehr als drei Jahrhunderten zuerkannt. Und die Zeitschrift „Allemania“ (1900) bringt bereits aus dem Jahre 1731 zum Teil heute noch geltende „Ohnnamen“ fürs Markgräberland bei, wie „Kröpf“ für die Brombacher, „weilen dergleichen Halsstricke frequent an ihnen remarquirt werden“, „Stechpalmenknacker“ für die Rümiger, „Kirbiefresser“ für die Wittlinger, „Schmalzgrübler“ für die Schalbacher („welches zwar mehr ein Ehren- als ein Ohnnamen zu sein scheint“), „Schmuckblaser“ für die Wollpacher,

„Bohnenbäuch“ für die Dettlinger, „Gänkrupfer“ für die Eymeldinger, „Gottvergeßene“ für die Blausinger, „Nasenmelfer“ für die Tannenfischer usw.

Bald ist es die Lage eines Dorfes für sich allein oder im Verhältnis zu den Nachbarbürgern, bald die eigentümliche Art der Feldbestellung oder gewisse Produkte des Feldbaues, bald die Nahrungsweise der Bewohner, ihre Vorlieben für gewisse Speisen und Getränke, ausgesprochener Reichtum oder Armut, die Kleidungsweise, Beschäftigung, Sitte und Brauch, das Wappen im Ortssiegel, sodann körperliche Fehler der Bewohner, bedenkliche Charaktereigenschaften, bald sind es geschichtliche Erinnerungen, Schilddürgerstreiche, gewisse Eigentümlichkeiten der Sprechweise der Bewohner, schließlich für die Gegend charakteristische Tiere oder von letzteren abgeleitete und auf die Bewohner übertragene Eigenschaften, die Anlaß zu solchen Neckereien geben. Zu letzterer Gattung gehört nun der Spitzname „Eselstreiber“ der Singener. Mit „Esel“, bezw. der Zusammenfügung „Eselstreiber“ will man ihre Dummheit oder Rückständigkeit brandmarken, wie man anderwärts durch Schwein, Sau, Mohr oder Zusammenfügungen mit diesen die Unsauberkeit, durch Schnecke die Langsamkeit, durch Wolf, Eber oder Gengst die Wildheit gewisser Dörfler gekennzeichnet hat.

Nach B. Kahle, „Ortsneckereien und allerlei Volkshumor aus dem badischen Unterland“, Freiburg 1908, heißen die Singener „Eselstreiber“ oder „Bären“ deshalb, weil einmal ein betrunkenener Müller seinen eigenen Esel für einen Bären anah, und weil das ganze Dorf aufbrach, um das Untier zu töten, und seines Irrtums erst gewahr wurde, als der Esel anfang zu schreien. Nach anderer Ueberlieferung hatte jemand einen Esel in eine Bärenhaut gesteckt, und die Singener töteten den vermeintlichen Bären. In einem Lied wird auf die Geschichte angepielt:

Singe, Singe, Wilsberdinge,
Singe liegt im Deichle,
Hat so schöne Maidli drin,
Aber keine reiche,
Kröpf und Buckel haben sie
Wie die Bummeranze,
Schmieren sich mit Bärenschmalz,
Daß sie besser glanze.“

Auch die Neckergemünder werden in Beziehung zum Esel gebracht. Sie heißen „Eselländer“, weil sie einmal bei Hochwasser einen toten Esel, indem sie seine langen Ohren für ein Geweih ansahen, für einen Hirsch hielten und ihn, sich einen guten Braten versprechend, ländeten. Das gleiche wird von den Obrißheimern am Neckar erzählt. Ihnen passierte die Geschichte am Kirchweihsonntag. Darüber große Freude bei den Diederheimern am jenseitigen Ufer. Deshalb lagen die Diederheimer, wenn sie zur Obrißheimer Kirchweih gehen, „Mer wolle's Eselsfleisch versuchen!“ Und die Diederheimer Kinder rufen den Obrißheimern zu:

„Die Dieder Zeit
Die sen a so geidheit
Und halte ihr Kerwe,
Wann's Eselsfleisch geit.“

Von den Schönaunern l. D. heißt es, sie stammten aus der „Eisuniversität“. Dasselbe sagt man von einem Ort bei Eberbach. Man erzählt darüber: „De ald Kriichdian ich do amol uff Ewerbach mein, do sin Ewerbacher Herre zu em kumme, do häweich en noch de Eiel afrood un a, wie's em geh dät. Do hodd er gisag: Mir goßt grad umgekehrt wie em Kenich Saul; der hodd Eiel gisucht un hodd e Kenichreich afunne; ich fennt e Kenichreich brauche un sinu hald numme Eiel.“ (Vergl. Kable a. a. D.) Auch den Rheinsheimern, Philippsburgern, Wiltädtern, Kaisenhäusern und im Oberland den Rufplingern und Sautdorfern sowie den Nhringern und Kiechlinbergern verleiht man das Beiwort „Eiel“ oder einen mit „Eiel“ zusammenhängenden Namen und fügt gewöhnlich eine diesbezügliche Eielsgeschichte hinzu.

Wie in Singen, ist es in Obrißhelm, Wiltadt, Nhringen und Kiechlinberaen höchst gefährlich, beim Durchgang durch den Ort den Sacktaschenipfel aus der Tasche herauszusehen zu lassen, oder, wie ich es schon mit eigenen Augen tun sah, das Taschentuch in Form eines Eielsohres über den Arm gehängt, zu tragen. Herr Kirchenrat Hoehler ist in der Pyramide Nr. 10 vom 20. Februar ds. Jrs. auf der richtigen Spur, wenn er bezüglich Singens unter dem Taschentuch das „Eielsohr“ des statt eines Bären erlegten Grautieres“ vermutet. Nur ist die Sache dahin zu verallgemeinern, daß das Taschentuch in allen fraglichen Orten symbolisch für „Eielsohr“ bezw. „Eiel“ steht, da man eben sagen will: „Ihr seid Eiel“, oder: „Ihr habt Eielsohren“.

Georg Otto Paul / Ziehe dahin, du blaugrüne Welle

Blühbunte Lieder singt meine Leier,
Schimmernde Töne umklammert mein Sang,
Füll' ich des Lebens wogenden Weiher
Ein und der Seele herzbütigen Klang.

Sprüht dein demantner Regen zur Helle,
Zischt deine glühende Woge den Gisch —
Ziehe dahin, du blaugrüne Welle,
Hin, wo des Abendrots Glühen verflischt.

Leiden und Freuden, Frage und Klage
Sterben in dir den erlösenden Tod,
Und meine Wünsche, frische und brache,
Trägt dein kristallines Gewässer zu Gott.

Ninne, mein murmelnd' Bächlein, und höre:
All' meine Schmerzen, sie sind dir vertraut;
Nimm meine Sehnsucht, trag sie zum Meere,
Das in der Ferne Unendlichkeit blaut.

Und deines Spiegels sanftes Gewelle
Lehre mein Herzblut den ruhigen Fluß;
Und meine Seele schlürfe die Helle
Deines Gewässers im sonnigen Ruf.

Locke nicht, Bächlein, ruft nicht, ihr Fluten!
Noch ist mein Schiffelein nicht segelbereit,
Bis in des Lebens siedheißen Gluten
Schmolz von der Seele die Schlacke der Zeit.

Woldemar Schramm. / Viola. / Ein Märchen.

Es war einmal ein mächtiger Graf, der war sehr reich und hatte viele Schlösser im Lande. Dieser Graf hatte nun einen einzigen Sohn, den liebte er über alles. Er tat ihm jeden Willen und wenn er sonst hart und stolz war, so las er seinem Sohn alle Wünsche an den Augen ab. Der Sohn hieß Matthias und war aber ganz anderer Art als seine Altersgenossen. Er jagte nicht gerne, er ritt nicht gerne, er tollte und zechte und trank nicht wie seine Kameraden. Das bekümmerte seinen Vater oft gar sehr, dem die sieben Rittertugenden soviel gollten als einem frommen Christen das Vaterunser. Aber weil er seinen Sohn so von Herzen liebte, schalt er ihn nie deswegen und behielt seinen Kummer bei sich.

Matthias aber war dem Getriebe am väterlichen Hof entfloh und lebte einsam auf einem der vielen Schlösser, die dem Grafen gehörten. Die liebste Beschäftigung in seiner Einsamkeit war ihm die Malerei, er war ein Künstler. Er malte alles, was er in seinem Innern sah, in wunderbaren Bildern. Er malte die Sehnsucht seiner Seele nach irgend etwas Fernem, Unbestimmten, er malte das Zittern des Herzens beim Anblick des Mondes, wenn die Tannen leise rauschten und der Abendwind den Rosenduft herübertrug auf die Terrasse und zu den Fenstern des großen Saals. Er malte sein ganzes Sehnen nach dem Glück. Seine Bilder zeigte er keinem, er hing sie auf an den dunklen Wänden des großen Saals, und nur manchmal sah ihn der Diener durch einen Spalt in der Tür, wie er mit den Händen auf dem Rücken vor ihnen stand und sie alle nach der Reihe schweigend betrachtete.

Abends, wenn es dunkelte, trat er auf die Terrasse und sang zur Laute wehmütige Lieder. Die Lieder dichtete er alle selbst. Sie sangen von verlorenem Glück, vergangener Liebe, von Sehnen und Hoffen, Verzweiflung und Tod. Seine schöne Stimme schallte weit hinaus in die Nacht, daß die Rehe im Wald verwundert die Köpfe hoben. Doch oft sang er auch nur ganz leise vor sich hin und ließ die Hand in den Saiten spielen und träumte.

So saß er auch einmal in Gedanken verloren am Abend. Seine weißen Finger glitten über die Saiten der Laute. Aber durch die Harfe im Herzen wehte ein trauriger Wind. Da trat in den Rahmen der Tür eine zartumrissene Gestalt im duffigen Schleiergewand. Um die Schläfen stoffen die dunkeln Haare wie zwei tiefe Ströme, und in zwei großen dunklen Augen spiegelte wie in nächtigem Bergsee der Mond. Ueber die Terrasse trug der Nachtwind süßen Rosenhauch dem Tönen der Laute entgegen, und das Mondlicht glitt golden von Matthias' Blondhaar herab.

Mit unendlicher Grazie aber schritt das Mädchen über den breiten Balkon auf Matthias zu und ergriff seine Hand. Sanft ließ sie sich nieder zu ihm auf die Bank und sah ihm lange und ernst in die Augen. Der Rosenhauch ihrer Haare zog weich durch die Harfe in seinem Herzen. Und die Saiten erklangen rein und hell wie Sonnenland. Da träumten die beiden lange in die helle Nacht hinaus. Sie sprachen kein Wort. Sie hörten den Sang ihrer Herzen und neigten sich näher. Sie wußten, daß sie einander lange gesucht. Matthias meinte, er müsse zergehn in dem Gefühl seines Glücks. Er sah nur immer wieder still in die großen Augen Violas, die ihm erschienen wie zwei dunkle Blumen im einsamen Garten, in die man lange hineinschauen und ahnen kann, ohne es müde zu werden. Und Viola selbst erschien ihm als eine solche Blüte.

Als der Mond hinter den Tannen versank, ging auch sie. Wie leicht sie gekommen war, schwand sie auch wieder. Matthias bläkte ihr nach und wollte sie rufen. Aber er konnte es nicht: Die Welt war zu feierlich in dieser Stunde, als daß er die Stille hätte unterbrechen dürfen. Er dachte, es sei nur ein Traum. Aber den nächsten Abend kam Viola wieder und küßte ihn auf die Stirn und glättete mit ihren kühlen Händen sein Haar. Und Matthias küßte mild ihre leuchtenden Augen und sang ein leises glückliches Lied. Welles, warmes Gefühl des Friedens zog in sein Herz.

Jeden Abend kam nun Viola. Matthias jedoch hatte an nichts mehr Freude. Er malte nicht mehr und sang nicht mehr. Den ganzen Tag verzehrte er sich in Sehnsucht nach den seligen Stunden der Nacht. Dann erst war er glücklich und sang. Und Viola lauschte ihm gerne. Aber einmal drückte sie ihm einen Kranz aufs Haupt, als er gesungen hatte. Dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn hinein in den Saal, wo die Bilder hingen. Der Mond warf gerade sein Licht auf ein kleines Bild, daß der goldene Rahmen wunderbar schimmerte. Da hob Viola es von der Wand und zeigte dem erstaunten Matthias eine Öffnung, die mit einer kleinen Tür verschlossen war.

„Nie sollst du das Türchen öffnen,“ sprach sie, „nie sollst du sehn, was dahinter verborgen ist. Versprich mir das, sonst darf ich niemals mehr zu dir kommen.“

Matthias küßte ihre zarte Hand und versprach leichten Herzens. Viola hängte das Bild wieder an seine alte Stelle und nie verspürte Matthias die Lust, das Geheimnis zu schauen. Immer überkam ihn eine große Angst, Viola zu verlieren, wenn sich ihm

die Versuchung nahte. Dann malte er sich im Geiste aus, wie schön es werde am Abend, und erschrak vor sich selbst, wenn er daran dachte, daß er jemals mit eigener Hand dieses Glück zerstören könne.

Das währte viele Tage. Viola kam immer wieder und die beiden saßen glücklich auf der weißen Terrassenbank. In ihren Herzen jubelte es laut, und die Stimmen der Seelen klangen zusammen. — Da begab es sich nun einmal, daß der alte Graf seinen Sohn besuchen wollte und mit großem Gefolge angezogen kam. Auf flogen da die staubigen Fensterläden, rings halbt der Wald von Waldhörnern und Hundegebell, in der Küche wurden die ausgesüchteten Leckerbissen bereitet, und oben in den Sälen tafelten die Hofgesellschaft mit Lachen und Scherzen. Früh am Morgen war der Graf gekommen. Den ganzen Tag hatten die Festlichkeiten gedauert, teils im Freien, teils im Schlosse. Da bezog sich am Abend plötzlich der Himmel mit schwarzen Wolken und bald rieselte auch ein warmer Frühlingsregen herab, so daß man rasch ins Schloß flüchten mußte. Die allgemeine Verwirrung benutzte Matthias, um sich dem Getriebe für einige Augenblicke zu entziehen und eilte in den Bildersaal, den auch jetzt niemand außer ihm betreten durfte. Dort warf er sich müde und erschöpft auf ein Ruhebett und sann, wie er heute abend Viola ungestört treffen könne. Er wurde ganz traurig bei dem Gedanken, sie nicht sehn zu dürfen. Die völlige Dunkelheit im Gemach, das Rauschen des Regens draußen, das Lachen und Gläserklingen, das stoßweise herüberdrang, all das erhöhte noch seine Traurigkeit. Schon wollte er ratlos und entnützt zur Gesellschaft zurückkehren, als er wie aus weiter Ferne eine wunderbare Musik vernahm. Eine engelgleiche Frauenstimme sang zur Begleitung der Orgel ein ernstes Lied. Matthias konnte sich nicht denken, woher diese wundervollen Töne kommen sollten, da gewahrte er, wie das Türchen in der Wand zur Hälfte geöffnet war und ein matter Lichtschein von dort auszugehen schien. Von dorther tönte auch die Musik. Träumte er? Hatte er geschlafen? Er rieb sich die Augen. Nein, es war alles so, wie er es sah und hörte. Der Lichtstreifen, die Musik, alles war wirklich da. Draußen rauschte der Regen und ein betäubender Duft zog durch die geöffneten Fenster herein.

Da beschlich ihn ein eigentümliches drängendes, beseligendes Gefühl, zugleich aber qualvoll und ungewiß. Er fühlte seinen Körper leicht und frei, er fühlte sich selbst durchsichtig wie aus Glas. In seinen Ohren sang die himmlische Musik, die diese Wirkung auf ihn ausübte. Der Duft, der zu den Fenstern hereinströmte, benahm seine Sinne. Er hörte das Lachen und Johlen der Gesellschaft nicht mehr. Aber wie mit magischer Gewalt zwang es ihn in die Höhe. Mit leisen, leisen Schritten trat er auf. Wie weich der Teppich unter den Sammetshuhen war! Und da trieb es ihn hin zur Gewißheit, hin zum — Unglück. Es war ihm wie eine Ahnung, er werde Viola erblicken.

Das Türchen hatte sich unmerklich ganz geöffnet. Es ließ eine Lücke in einer ziemlich dicken Mauer frei; aber dahinter war nichts zu sehen. Matthias beugte sich weit hinein. Es gab jetzt kein Denken und Halten mehr. Er lag schließlich ganz in der Oeffnung und konnte sich nach allen Seiten umblicken. Und da lag vor ihm — eine große Kirche. Auf der einen Seite stand erhöht die Orgel. Ueber den Tasten brannte ein einziges Licht. Ein uralter Mann mit großem weißen Bart saß gebückt und spielte. Daneben aber stand Viola und sang. Das dunkelblaue Gewand und die eigentümliche Beleuchtung erhöhten noch den Zauber ihres bleichen Gesichtes und der großen dunklen Augen. Der übrige Teil der Kirche lag im Dunkel. Wie breite Fahnenfächer hingen die Schatten durch den hohen Raum.

Wie gebannt und im Traume hatte Matthias all dies geschaut. Dann blieben seine Augen haften auf Viola, die die ihrigen mit sicherer Stimme singend auf den Boden gerichtet hatte. Matthias wußte genau, daß sie ihn nun entdecken werde. Aber er konnte nicht zurück, er konnte nicht. Und da geschah es auch schon. Langsam und feierlich schlug sie ihre Augen auf und sah ihn ruhig an. Lange und still sah sie empor zu dem Lauscher, während ihre Stimme keine Erregung zeigte. Ihr Blick schien traurig. Matthias aber konnte nur denken: „O, wie schön ist dies alles. Ihre Augen sind wie zwei Blumentäfelchen, aus denen man tiefen Duft schlürfen möchte, unendlich lange — lange.“

Und so schwanden ihm langsam die Sinne. Betroffen vom milden Glanz ihrer Augen sank er dahin. Die Musik tönte ihm noch in die Ohren, immer schwächer und schwächer, seine Augen schlossen sich dann, er glaubte zu fallen immer zu, hinab, hinab. O, wie süß, wie bangend, wie ahnungsvoll! Still stand sein Herz.

Er fiel und fiel immer weiter und tiefer, bis auch dies aufhörte. Erst allmählich erwachte er wieder zum Bewußtsein, und als er sich umfah, schaukelte er in einem kleinen Kahn auf einem großen grauen, unendlichen Meer. Und wo die See aufzuhören schien, da begann der eiserne Himmel sich zu wölben. Er war ganz, ganz allein. Kein Ruder, keine Stange war in dem Rachen, nur seine Laute sah ihn fragend an. Der Seewind zog durch die Saiten, daß sie wehmützig erklangen und sich mischten mit dem düsteren Tönen der gülden Harfe in seinem Herzen.

Das Meer rollte ewig weiter seine Bogen. Die Nebel sanken und hoben sich wieder, die Sonne leuchtete auf und verschwand wieder als ein riesiger glühender Ball in der unendlichen Wasserwüste. Die Sterne funkelten auf, einer nach dem andern, der Mond zog ruhig seine Bahn, nahm zu, nahm ab, die Winde wehten von Ost nach West, von West nach Ost, und trieben den kleinen Kahn mit dem einsamen Sänger über die See und harften in seiner Laute und in seinem Herzen. Da kehrte Matthias die alte Sehnsucht wieder zurück; den weiten Weg von der Terrasse mit den Rosen bis in die Dede und Einsamkeit war sie mitgezogen. Da war alles wieder wie früher in ihm. Und da wurden Matthias Augen wieder groß und rein und tief wie das weite Meer, und seine Lieder flogen wieder so sehnüchlich und drängend wie früher mit den grauen Vögeln über die graue Welt, und sein Herz wurde wieder frei, wenn auch die gülden Saiten klagend erklangen. „Viola“ riefen bittend seine Augen, „Viola“ suchten bangend seine Lieder, „Viola“ sang sehnend sein einsames Herz. Doch die Sonne ging auf und versank in den Fluten, viele, viele lange qualvolle Tage. Und die Sterne und der Mond kreiften durch die Nacht, viele, viele nicht endenwollende Nächte lang. —

Als er eines Morgens erwachte, sah er sonnenbeschienene, goldene Küsten. Der Wind trieb ihn darauf zu und bald sprang er freudig ans Land. O, und jetzt war alle Trübsal verfliegen. Wie warm säßelte doch der Wind die Palmen, wie losend strich er ihm doch die wallenden Locken! Jetzt galt es nur noch, Viola zu finden. Drum suchten, suchten durch alle Länder der Erde! Und er trat seine Pilgerschaft an nach dem Glück, nach Viola. Durch Städte und Dörfer, über Gebirge und weite Ebenen wanderte sein Fuß. „Viola“ sang sein Mund, und die Saiten der Laute wiederholten das Echo: „Viola!“ „Viola“ stürmte sein Herz. „Hin zu dir! Jetzt kann ich dich erst lieben, wo ich dich meiden muß.“

Tage lang, Nächte lang zog er dahin. Waren es Jahre? Er wußte es nicht. In ihm bebte nur alles: „Viola!“ Abends legte er müde sein Haupt auf einen Stein, um zu schlafen, am andern Morgen sprang er wieder auf und hastete weiter, einen Tag wie den andern.

„Hat keiner von euch Viola gesehen?“
Die Leute schüttelten mitleidig die Köpfe.
„Laßt ihn, den Armen.“
Matthias aber verzweifelte nicht. Wenn er auch am Abend hinsank mit halbgebrochenem Herzen, so flöhte ihm am Tage wieder ein Geist neuen Mut und neue Hoffnung ein, einen Tag wie den andern —

So war er weit, weit gewandert, als er an einem schönen Sommerabend in eine bergige Gegend kam, die ihm ein seltsam vertrautes und heimeliges Ansehn hatte. Die Nebel hingen schon im Tal, als wollten sie da einen teuren Schatz bedecken, von den braunen Neekern zog in langen Streifen der Rauch kleiner Feuerchen herüber, um die glimmenden Haufen spielten die Kinder, in der Ferne begann eine Dorfglocke zu läuten, so friedvoll, so innernd, ein unbeschreiblich würziger Duft durchzog die Gegend.

Dort oben über den Tannen erglühete die Zinnen einer Burg vom letzten Abendsschneise vergoldet. Ob dort wohl gastfreundliche Menschen waren, die den müden Pilger erquickten?

Ein kurzer Weg brachte ihn hinauf. Wie war ihm doch die Terrasse so bekannt! Und die Rosen, die Rosen! — Ja, er war wieder daheim, vor seinem eigenen Schloß. Der alte Pförtner tat ihm auf und war nicht über den Anblick seines Herrn verwundert. Ach, alles war wie früher. Hatte er denn geträumt, war er denn nicht Jahre lang umhergeschweift? Sie hatten alle tief geschlossen wie einst Dornröschens Gefolge, und die Rosen waren über die Terrasse gewuchert mit dem Efeu um die Wette.

Matthias ging in den großen Bildersaal — alles wie früher; er warf sich aufs Lager — o wie süß, so weich zu liegen und zu ruhen, zu vergessen, zu Hause zu sein.

Dann schlief er ein. Und im Traum hörte er noch einmal die himmlische Musik, die Stimme zur Orgel, und die güldene Harfe in seinem Herzen klang leise mit.